

Traum und Trauma

... so habe ich meinen Vortrag genannt. Der offizielle Titel , den Sie in Ihrem Programmheft finden, lautet: „Kulturelle Integration Russlanddeutscher – Herausforderungen und Ziele“.

Das ist ein abstrakter, beinahe formelhafter Titel, der bei Ihnen Erwartungen nach einer theoretischen Einordnung, einer wissenschaftlichen Problemlösung wecken dürfte. Ich möchte diese Erwartungen zunächst enttäuschen und Ihnen eine Geschichte erzählen.

Eine Geschichte von meinem Urgroßvater, dem Bauernsohn Alexander „Aleg“ Habenstein, 1886 geboren in einem deutschen Dorf an der Wolga, Bezirk Simbirsk, dem heutigen Uljanowsk. Einem Jungen von der Wolga, der nach dem ersten Weltkrieg Schlosser in einer Zeche im Ruhrgebiet wurde.

In den 70er Jahren pflegte er die ganze Familie an Sylvester, dem russischen „Novi God“, in sein Zechenhaus im Dortmunder Norden einzuladen. Die Männer tranken Korn, die Frauen werkten in der Küche, und als alle satt und angeheitert waren, begann er zu singen; Lieder voller Sehnsucht und Melancholie, die alle irgendwie mit der Wolga zu tun hatten.

Während er sang, war er weit weg, abgetrennt von uns in einer anderen Welt. Nach ein paar Liedern schimpfte Wilhelmine, meine Urgroßmutter, jedes Mal „Alex, es ist genug!“. Dann begann er zu weinen, etwas, das in unserer Familie ansonsten kein Mann gewagt hätte. Und so befahl Wilhelmine jedes Mal mit strenger Stimme: „Alexander, geh ins Schlafzimmer, um dich zu beruhigen!“ Sobald er das Zimmer verlassen hatte, seufzten die Verwandten: „Puh, der Alexander hat wieder seine verrückte Viertelstunde.“

Obwohl ich damals noch ein kleines Mädchen war, habe ich noch genau in Erinnerung, was mein Urgroßvater antwortete, als ich ihn fragte, warum er diese Lieder singe, die ihn so traurig machten. „Merlotschka,“ sagte er, „das sind die Lieder aus dem schönsten Dorf am schönsten Fluss der Erde.“

Mein Urgroßvater hat dieses Dorf nicht freiwillig verlassen. Er floh vor dem großen Hunger, der an der Wolga durch den „Kriegskommunismus“ verursacht wurde, der Verpflichtung der Bauern, Lebensmittel und Pferde für die Verpflegung der Roten Armee abzuliefern. Eine Anweisung, die mit massiver Gewalt durchgesetzt wurde – und der zahlreiche Repressionen folgten. Und so legte Wilhelm Habenstein, der Vater meines Urgroßvaters, seinen Kindern nahe, auszuwandern.

Die Familie Habenstein wurde in die ganze Welt verstreut. Der Bruder und die Schwester meines Urgroßvaters zog es auf eine Missionsstation in der deutschen Kolonie in der Südsee, dem heutigen Papua Neuguinea, zwei Neffen nach Australien, meinen Urgroßvater ins Ruhrgebiet, wo er die Tochter einer aus Krakau zugewanderten Bergmannsfamilie heiratete.

Doch er blieb dort sein Leben lang Außenseiter, ein Mann, der einen Schmerz in sich trug, den niemand verstand und niemand lindern konnte.

Denn die „Einheimischen“, wie man sie heute nennen würde, waren mit ihrem eigenen beschäftigt, dem in der Weltwirtschaftskrise verlorenen Ersparnen, der Armut und mit der Gewalt, der Gefühlsverdrängung und - verwirrung des Nationalsozialismus.

Der Sohn meines Urgroßvaters, mein Großonkel Erich Habenstein, zog gegen Russland, die Heimat seines Vaters, in den Krieg – und kehrte 1954 ausgebrannt und gezeichnet aus einem sibirischen Lager zurück. „Schau dir die ganze Welt an, Mädchen!“ sagte er auf dem Totenbett. „Nur von Russland, da halt dich fern!“

Das waren die psychischen Koordinaten, die mich, die im Frieden und Wohlstand groß gewordene Urenkelin des Aleg Habenstein, geprägt haben; widersprüchliche „Basic beliefs“, die durch den Kalten Krieg noch verstärkt wurden und mich in einer mir selbst lange nicht bewussten Ambivalenz gefangen hielten: Die Bilder vom schönsten Dorf am schönsten Fluss der Erde in meinem Kopf, die gespiegelten Gefühle von Wurzeln und von Identität, von Verlust und von Trauer – in dem Land, von dem ich mich fern halten sollte.

Bilder und Gefühle, die zum Bestandteil der kulturellen Identität der Habensteins wurden, nicht zuletzt durch die Nachfahren von Alexanders an der Wolga verbliebenen Geschwistern, die Mitte der 90er Jahre aus der Verbannung aus Kasachstan nach Deutschland kamen. Einer Identität, die, so mein Eindruck, nicht nur eine familiäre, sondern eine kollektive ist.

Eine kollektiven Identität, die Kern des Themas und – wenn sie so wollen – des Problems der „kulturellen Integration Russlanddeutscher“ ist, die heute hier mein Thema ist. Und dessen Lösung nicht allein in politischen Appellen, Berufsfördermaßnahmen, wirtschaftlicher Unterstützung bestehen kann; sich nicht in Feuilleton- Debatten über die Frage finden lässt, ob die Schlagersängerin Helene Fischer, die Kabarettistin Lila Tetslau oder die Schriftstellerin Alyn Bronski nun deutsche Künstlerinnen aus Russland, russische Künstlerinnen in Deutschland oder aber russlanddeutsche Künstlerinnen sui generis sind.

Nein, zuvor gilt es eine viel grundsätzlichere Fragestellung zu erörtern: die Frage, was eine Kultur überhaupt prägt.

Kultur ist nicht zuletzt das Bestreben, unsere Existenz fassbar zu machen, jenseits der Logik; entspringt dem Bedürfnis, Erinnerung zu bewahren und Identität zu stiften, durch Nähe und Abgrenzung.

Den Kern einer jeden kulturellen Identität prägen Traditionen. Unter diesem Begriff verstehen wir in der Regel: Lieder, Dialekte und besondere Ausdrucksweisen, periodisch gefeierte Feste, Rituale, Familiengeschichte, der Ruhm der Vorfahren (beispielsweise: „lauter Professoren und Künstler“ oder „tatkräftige Arbeiter“). Aber das ist nur die eine Seite, die leichter zu fassende Seite der Traditionen. Die helle, das Leben erleichternde. Die Seite der Gewinner.

Aber es gibt auch Niederlagen, Leiden, Gewalt, Verwirrung, Scham – und die damit verbundene Frage, wie diese in die Traditionen eingehen. Und zwar nicht nur in die von Familien wie meiner, sondern auch von Gemeinschaften: von Bevölkerungsgruppen und Nationen.

Die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen gehören zum Kern einer jeder kulturellen Identität – besonders dann, wenn es sich um Minderheiten handelt. Zur Veranschaulichung möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Judentums lenken, in der die Erinnerung an Niederlagen und Verfolgung eine zentrale Rolle spielt, und das im Laufe dieser Geschichte die außerordentliche Leistung vollbrachte, kollektive Traumata bewusstseinsfähig zu halten und sie in die kollektive kulturelle Identität zu integrieren.

„Wer verstehen will, wie ein Volk überleben konnte, welches über die ganze Welt verstraut war, kann aus der bislang kaum erforschten Geschichte des Gedächtnisses

diese Volkes vermutlich Wichtiges lernen,“ heißt es in dem Buch „Zachor: Erinnerung Dich!“ Die große Gefahr bestehe nicht so sehr darin, dass „ein Ereignis vergessen wird, als dass vergessen wird, WIE es sich ereignet hat.“

Genau diese Gefahr, so wage ich zu behaupten, besteht aber im Hinblick auf die Geschichte der Russlanddeutschen. Vielleicht nicht so sehr auf politischer, offizieller Ebene als vielmehr als auf gesellschaftlicher Ebene. Wer weiß denn, außerhalb von so bezeichneten Fachkreisen, Genaueres über die kollektive Entrechtung, den Schmerz und wie dieser Schmerz in die kulturellen Traditionen eingegangen ist? Und wer ist sich dessen bewusst, woher dieser Mangel an Interesse stammt? Ich würde behaupten: einer verschwindenden Minderheit der Einheimischen.

Zu den Einheimischen möchte ich später kommen. Denn zunächst gilt es, zu verstehen, wie Traumata generell die kulturelle Identität prägen.

Neben der bewussten Prägung, dem Impetus zur Erinnerung, wie ich sie aus der Geschichte des Judentums beschrieben habe, gibt es noch eine unbewusste. Eine unbewusste Form der Tradition, die gerade dadurch, dass sie unbewusst ist, gegen das Verschwinden der traumatischen Erfahrungen abgesichert ist. In diesem Zusammenhang ist auch in der BRD vom „Pakt des Schweigens“ die Rede gewesen. Von Verdrängung.

Traumatisierte Eltern wollen ihre Kinder oft bewusst nicht mit dem Grauen belasten, das sie durchlebt haben. Unbewusst aber senden sie ständig Informationen aus, die dieses Grauen andeuten: Verzweiflung und Depressionen, Schreie in der Nacht, scheinbar irrationale Ängste, Krankheiten. Signale, die die Kinder wahrnehmen, aber nicht einordnen können.

Sowohl das Schweigen als auch die unbewusste Art der Mitteilung hat eine psychologisch wichtige Funktion: was bewusst und durch Sprache vermittelt werden kann, ist gefährdetes Wissen, kann verzerrt oder manipuliert werden. Unbewusst Überliefertes entzieht sich dem Willen des Traumatisierten und ist in diesem Sinne sicherer; und führt bei den Nachkommen zu Handlungen, die eine Wiederholung des nicht zuletzt durch die Überraschung ausgelösten Traumas verhindern. Denn es soll diese Nachkommen vor Schrecken schützen und sie handlungsfähig halten für den Fall, dass sich der Schrecken wiederholt. So werden die Nachkommen zum Reservoir für die mit dem Schrecken verbundenen, verdrängten Gefühle der Eltern und Großeltern.

In diesem Zusammenhang hat der Begriff der Tradition eine besondere Bedeutung: tradiert werden diese Erfahrungen nicht durch Symbole, sondern durch Erfahrungen, die sich wiederholen, aber der Reflexion der Betroffenen entziehen.

Die Nachkommen werden von Gefühlen geplagt, von Ängsten, Wut und Trauer, für die sie in ihrem eigenen Leben keine Begründung finden. Und die sie nicht selten zu Handlungen veranlasst, die diese scheinbar irrationalen Ängste überwinden zu versprechen scheinen, den Betroffenen in die Position der Macht versetzen – aber in Wirklichkeit nur zu ihrer Steigerung beitragen. Und die wie ein unbewusster Auftrag wirken – der Auftrag der Tröstung, der Unterstützung und Wiedergutmachung der als partiell hilflos erlebten Eltern. Ein Auftrag, der die Kinder in einer Ambivalenz bindet, der Ambivalenz zwischen Allmachts- und Hilflosigkeitsgefühlen.

Ich möchte Ihnen an dieser Stelle von der Ambivalenz meines Großonkels Erich berichten, des Sohnes von Alexander Habenstein – der sich von der Sehnsucht getrieben, Wurzeln zu finden, als Pilot meldete, bei der Wehrmacht, der aus seiner Sicht damals einzigen Möglichkeit, als Arbeitersohn in die Welt hinaus zu kommen für diese Suche. Und der sich schließlich für einen Einsatz in Russland meldete. Aber der äußerlich fest verwurzelt schien im sozialdemokratischen, kirchlichen Milieu des Ruhrgebietes, der Freunde hatte, seinen Wunschberuf als Drogerist erlernt hatte. Dieses In-die-Welt-hinausfliegen, so erzählte er mir, sollte sein Wurzellosigkeitsgefühl tilgen. Als er 1954 zurückkehrte aus Sibirien, fühlte er sich nirgendwo mehr zugehörig: weder zu seinen Berufskollegen noch zu seinen Verwandten, weder zu seiner Geburtsstadt noch zu der Heimat seines Vaters. In dem Jahr, als die Sowjetunion zerbrach, starb er an einem Herzinfarkt.

Mein Großonkel war das, was Psychologen heute als „parentifiziert“ bezeichnen würde: Er wuchs mit der Rolle auf, für das Wohlergehen seiner als hilflos erlebten Eltern verantwortlich zu sein. Eine Rollenumkehr, die ihm diese ambivalenten Gefühle von Größe und Hilflosigkeit einpflanzte. Und die ihm lebenslang das Gefühl gab, überfordert zu sein.

Ich erwähne diesen psychologische Terminus nicht, um meinen Großonkel zu rechtfertigen. Ich möchte an seinem Beispiel darlegen, welche Wirkung kollektive Traumata auf die Identität haben können. Wie sie auch die kollektive Identität von

Russlanddeutschen geformt haben können – und zwar, in unterschiedlicher Weise, von mehreren „Aussiedler“-Generationen.

Emigration ist ein kollektives Schicksal, das sich in einer kollektiven Identität niederschlägt. Entscheidend ist dabei die Vorgeschichte der Migration, insbesondere das Ausmaß von struktureller Gewalt, vulgo Armut und Marginalisierung, oder manifester von Krieg und Vertreibung, die das Trauma hervorrufen. Diese Vorgeschichte beeinflusst auch den unvermeidlichen Kulturschock, den Migranten, den auch Aussiedler, in der Aufnahmegesellschaft erleiden, durch die fremde Sprache, die fremden Sitten und Institutionen.

Es sind die Kinder, die als erste mit der fremden Umgebung vertraut werden. Sie sind es, die zwischen der Familie, dem Innen, und der fremden Gesellschaft, dem Außen, eine Brücke schlagen; die den Eltern die Fremde nahe bringen und das Identitäts- und Selbstwertgefühl der Eltern wiederherstellen sollen. Eine Aufgabe, die auch die am Beispiel meines Onkel beschriebene „Parentifizierung“, die Rollenumkehr von Eltern und Kindern beinhaltet. Die Gefühle, die Nöte und Hilflosigkeitsgefühle, die diese sowohl bei Eltern auch bei den Kindern hervorruft, sind denen, die sie nicht selbst erlebt haben, schwer zu vermitteln.

Und so ist es leicht nachvollziehbar, dass sich Emigranten zusammenschließen, teilweise von den Einheimischen abgrenzen. Eine Abgrenzung, die Russlanddeutschen, insbesondere russlanddeutschen Jugendlichen, oft vorgeworfen wird. Russlanddeutsche wollten sich nicht integrieren, heißt es dann. Dabei würde die deutsche Aufnahmegesellschaft ihnen doch so viele Voraussetzungen dafür bieten: die deutsche Staatsangehörigkeit, Sprachförderung, finanzielle Beihilfen. Dabei würden sie doch als Deutsche empfangen – der einzige Grund, warum sie sich trotzdem so isolierten, könne nur darin liegen, dass sie im tiefsten Innern doch russifiziert wären. Ja, dass die Bundesrepublik von Russen überflutet, gar in ihrer kulturellen Identität bedroht sei.

„People want to live with people like them,“ hat der Soziologe Richard Sennet geschrieben. Sie sehen, das bedeutet nicht nur, dass man sich zusammenschließt, weil man von der Kultur der Einheimischen nichts wissen will. Sondern weil das Zusammensein in der Gruppe von Menschen, die ähnliche Erfahrungen, vor allem auch ähnliche Leidenserfahrungen gemacht haben, in erster Linie eine schutz- und

haltgebende Funktion hat. Und damit nicht zuletzt zur Stabilisierung der – fragmentierten - Identitäten der Gruppenmitglieder beitragen kann.

Für diese Mitglieder verliert „Kultur“, die Traditionen und Erfahrungen aus der alten Heimat, den nebensächlichen Charakter, den sie vielleicht in der alten Heimat hatte. Sie bekommt eine existentielle Bedeutung.

Ich muss an den Grillabend bei Freunden in Berlin-Marzahn denken, auf einer Brache zwischen den Hochhausblöcken an der Allee der Kosmonauten. Die Freunde sind in meinem Alter, sind Filmemacher, Musiker, Graphiker, die offen sind für fremde Einflüsse, für Neues, weitgereist und welterfahren. Aber gesungen haben wir die ganze Nacht die Lieder von Juri Kukin, von „Kino“, das Perestroika-Lied namens „America“ von Pontius Pompilius, das von dem Traum handelt, unabhängig von Amerika-Träumen zu sein, endlich das Eigene zu entdecken.

Noch nie habe ich die Freunde so frei und so unbefangen erlebt wie an diesem Abend, an dem kein aktuelles Lied aus Russland gesungen wurde, kein deutscher Popsong. Es war, als ob sie zurückgekehrt seien in die Zeit der Hoffnung und des Aufbruchs während der Perestroika, als ob sie an diesem Abend eingefroren waren in dieser Zeit, diesen Gefühlen – die ein paar Jahre später so bitter enttäuscht wurden, dass sie sich zur Auswanderung nach Deutschland entschlossen.

Ihr Verhältnis zu der alten Heimat, zu der Kultur, in der sie aufwuchsen, ist, wie sie sagen, voller Widersprüche. Einerseits sei die Kultur der Sowjetunion für sie eine Quelle von Kränkungen gewesen. Denn man habe ihnen klar gemacht, dass sie nicht dazu gehörten, politisch und gesellschaftlich. Andererseits seien sie mit dieser Kultur bis in die Haarspitzen verwachsen. Ihr Geschmack und ihre Vorlieben, ihr Ekel und ihre Ängste – all das folge den kulturellen Grundmustern der Sowjetunion. Der Kulturschock in Deutschland habe all dies, das Verwachsensein und die Ablehnung, durcheinandergewirbelt. Gleichzeitig hätten sie sich um ihre Eltern kümmern müssen, ihnen bei Behördengängen helfen, das Gesellschaftssystem in Deutschland erklären müssen, in dem sie sich noch orientieren lernen mussten.

Ich glaube, es war die Inbrust, mit der sie Juri Kukins „Za tumanom“ sangen, die mir ein Gefühl davon vermittelte, unter welchem Druck sie standen, dem Druck der Wiedergutmachung für elterliches Leid durch ein fröhliches, erfolgreiches Leben; ein Druck, dem sie ihre jugendliche Unbeschwertheit opferten. Und ein Gefühl für das eigene innere Chaos, dem sie, soziologisch gesprochen, durch Rückgriff auf alte Grundmuster, das Singen am Lagerfeuer, das Sich-Hingeben in den Gesang, in das

Lied von Juri Kukin, für eine Weile entflohen. Ein Lied, in dem es heißt: „Sind auch übervoll die Koffer, die ich trag auf diesem Weg: Erinnerung, Schmerz, nicht zurückgezahlte Schulden. / Ja ganjaus, ja ganjaus za tumanon, za metschtami i za sapachom taigi. / Doch ich fahre, doch ich fahre, hin zu den Nebeln, zu den Träumen und den Düften der Taiga.“

Ich könnte ihnen jetzt noch erzählen von den vielfältigen Merkwürdigkeiten, die dieser Integrations-, dieser Annäherungsprozess zwischen der alten und der neuen Kultur hervorbrachte, unter anderem diese seltsame Mischsprache, die an einer amerikanischen Universität sogar einen eigenen Forschungsbereich hervorgebracht hat. Eine Substratsprache, die aus Praktikabilitätsgründen, der schnelleren Verständigungsmöglichkeiten wegen entstanden ist. Die deutsche Vokabeln, die in Russland in dieser Bedeutung nicht existierten, mit russischen vermischt, „Sdjelatj Abitur“ zum Beispiel, oder „postavitj Antrag“.

Von den russlanddeutschen Plattenlabels, die zum Beispiel „Coole Russen“ heißen und Popsongs für Discos und Clubabende produzieren, in einem selbstbewussten, deutsch-russischen Sprachgemisch und beatlastigem, für deutsche Discos ungewöhnlich melancholischem Moll intoniert, in denen es heißt „Nas nasewajut Coole Russen w Germanii.“ Man nennt uns Coole Russen in Deutschland.

Könnte erzählen von Russendiscos in den Vorstädten, in die es wegen ihrer ausgelassenen Stimmung mittlerweile auch Einheimische zieht; von ihrer akademischen Version, die von Einheimischen zum festen Bestandteil der deutschen Subkultur angenommen wurden und Namen wie „Datscha Party“ tragen.

Kulturelle Phänomene, die alle zu dem Eindruck einer gelingenden Integration, einer Annäherung zwischen Russlanddeutschen und Einheimischen, beitragen könnten.

Aber ich glaube, dass zu einem wirklichen Gefühl der Zugehörigkeit nicht nur das Interesse an den „positiven“, den eingängigen Phänomenen der russlanddeutschen Geschichte gehören müsste. Sondern auch das Interesse an und eine breitere Beschäftigung mit der Geschichte der Russlanddeutschen. Mit der anderen, der schwierigeren Seite der kulturellen Identität der Russlanddeutschen: der Geschichte des Umgangs mit dem Schmerz und der Trauer. Eine Seite, die, wie ich glaube, in der deutschen Öffentlichkeit vielleicht auch deswegen so wenig Beachtung findet, weil sie an die eigene Geschichte rührt. An verdrängte, an komplizierte eigene Gefühle. An den

Schmerz und die Verwirrung meines Urgroßvaters, seines Sohnes, vielleicht auch an dem *Ihrer* Eltern und Großeltern. Die *Sie*, die Kinder der Kriegskinder, vielleicht gespürt, aber über die Sie wahrscheinlich selten nachgedacht, selten gesprochen haben.

Vielleicht ist es das, was die Nachfahren von Alexander Habenstein so beharrlich anmahnten bei der westfälischen Verwandtschaft, als sie aus Kasachstan in Deutschland ankamen: „Wir haben doch eine gemeinsame Geschichte.“

Sich dieser Geschichte gewahr zu werden, das wäre, meiner Meinung nach, ein Schlüssel zur „kulturellen Integration“ von Russlanddeutschen. Ein Gewährwerden, das für mich nichts mit den oft ähnlich lautenden politischen Mahnungen und Verlautbarungen zu tun hat. Sondern meiner Sehnsucht nach einer empathischeren Gesellschaft erwächst.

Und ein Gewährwerden, das Debatten über die Frage, ob die russlanddeutsche Kultur nun ein Teil der deutschen Kultur oder eine Kultur sui generis sei, überflüssig erscheinen ließe. Denn dann dürfte sie endlich beides sein: eine eigene Kultur, die Teil der deutschen Kultur ist.

Zum Abschluss aber möchte ich Ihnen das Lied nicht vorenthalten, DAS alte Wolga-Lied, das mein Urgroßvater gesungen hat, und das ein junger Russlanddeutscher für seine Generation neu interpretiert hat:

„Esta reka dolga/ tetschot maja Wolga“.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

Merle Hilbk, Berlin im Juli 2013